

IX.

Burpurn gieng die Sonne unter. Ihre letzten goldenen Strahlen fielen durch das offene Fenster herein und zitterten auf dem schönen blonden Haupte, das, an die Lehne des Sessels gedrückt, mit verklärten Augen, in denen doch eine süße heimliche Sehnsucht zu lesen war, zu dem herrlichen jetzt in rosigem Lichte schimmernden Himmel aufblickte, indes Lied um Lied aus dem lieben Munde klang. Da schallte ein Schritt auf der Treppe; ach, ich glaube, Verena hatte in zwölf langen Jahren diesen Schritt nicht vergessen. — Sie richtete sich höher auf, fest hefteten sich ihre Augen auf den Eingang des Zimmers, als sollte das Licht dieser holden Augen den Schritt des Geliebten beflügeln — und jetzt öffnete sich die Thür, Julian stand auf der Schwelle, den dunklen Blick in angstvoll-heißer Sehnsucht auf Verena gerichtet, die sich zitternd erhob und jetzt mit bebenden Lippen angstvoll-leise seinen Namen rief: „Julian!“

Und da lag der stolze ernste Mann zu ihren Füßen, das Gesicht auf ihre Knie gedrückt in wortloser tiefster Erschütterung, und ihre Hände lagen wie segnend auf seinem Haupte. Immer und immer wieder streichelte sie die dunklen Locken und flüsterte immer wieder in namenloser Seligkeit: „Julian!“ — Mein Vater und die Priorin waren mit Julian zugleich eingetreten; ich hatte meinen Vater zu dem zweiten Fenster des Zimmers gezogen, während die Priorin auf dem Betsthemmel kniete und stumm und doch mit bitterem Schmerze in den bleichen Zügen zu dem Madonna-Bilde über ihr emporblickte. Da endlich hob Julian das Haupt empor; er sah in das liebe Gesicht, das sich zärtlich über ihn beugte. „Julian,“ sagte Verena weich, „mir war so bang um Dich, ich war sehr krank — weißt Du es?“

„Alles weiß ich, meine Verena,“ erwiderte er mit bebender Stimme, „sprich nicht mehr davon, ich bitte Dich; ich kann Dir ja nicht sagen, wie viel ich um Dich gelitten habe!“

Wieder strich die kleine Hand kosend über den dunklen Scheitel, und sanft beschwichtigend sagte die holde Stimme: „Du mußt ruhig sein, Julian, es ist ja alles Leid nun vorüber, und wir werden uns nicht mehr trennen. Sieh, ich brauche ja nicht mehr den Schleier und Nonnenkleider zu tragen, und mein Haar, das Dir so gut gefiel, da Du es zuerst auf den Altarstufen liegen sahst — weißt Du noch? — das ist wieder lang geworden.“

Ich erschrak im tiefsten Herzen. Denn ach! aus den Worten, welche Berena in rührender Kindlichkeit aussprach, klang die unerschütterliche Zuversicht, ja die Gewißheit des kommenden Glückes der Freiheit!

Julian war aufgestanden; was mochte er empfinden! Mit tief traurigen Augen schaute er auf das schöne Wesen, das so ganz sein eigen war, und das er doch nie besitzen durfte, heute weniger als vor zwölf Jahren!

Fest hielt er Berenas Hand in der seinen. „Die ehrwürdige Mutter erlaubt mir wohl, daß ich täglich nach Dir sehe, Berena; umsomehr, da ich schon seit einer Reihe von Jahren Arzt bin und Dir für Deine Gesundheit vielleicht manchen Rath ertheilen kann. Ich hoffe auch“, fuhr Julian langsamer fort, „daß, da mein Orden mich jetzt für den Spitaldienst nicht mehr so dringend braucht, er mir gestatten wird, mir meinen Aufenthalt wieder selbst zu wählen.“

Berena sah den Geliebten erstaunt lächelnd an; sie hatte nicht begriffen. „Dein Orden?“ wiederholte sie verwundert, „welcher Orden hat Dir denn etwas zu gestatten?“

„Der Deutschherrenorden, Berena. Ich bin seit fünf Jahren Ordensritter.“

Die tiefste Bestürzung sprach sich in Berenas Zügen aus, welche eine tödtliche Blässe überzog. Sie sagte kein Wort, aber sie sah wieder zum Himmel empor, dessen Sonnengold der ersten Dämmerung gewichen war, und eine bittere, schmerzliche Frage lag in dem stummen Blick. Langsam zerpflückten ihre Hände die Rose, welche ich ihr gebracht hatte, und nun sprach sie leise für sich

hin: „Noch nicht genug, mein Gott? — Doch, Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“

Da trat die Priorin zu ihr und legte sanft die Hand auf Berenas Arm. „Es ist recht, daß Du so sprichst, meine Tochter“, sagte sie mild, „der Wille des Herrn geschehe jederzeit, und gebenedeit sei sein heiliger Name! Unerforschlich sind seine Wege, aber er führt alle, die ihm dienen, zum Lichte! Julian wird täglich herkommen; Du kannst ihn sehen und mit ihm sprechen. Das alles darf ich jetzt erlauben; sieh, wie gut es die Vorsehung mit Dir meint.“

Berena küßte die Hand der ehrwürdigen Mutter. „Sie sind gut, ich danke Ihnen,“ erwiderte sie matt, „aber ich möchte jetzt mit Teresa allein sein, ich bin müde. Morgen soll Julian mir erzählen — seine Geschichte der zwölf letzten Jahre,“ sagte sie trübe lächelnd, „und soll so früh kommen, als es nur möglich ist — wenn Sie, ehrwürdige Mutter, es gestatten,“ fügte Berena ergebungsvoll hinzu.

Sobald alle das Zimmer verlassen hatten, brachte ich Berena zu Bette; sie fieberte leicht, was ich der natürlichen Aufregung zuschrieb.

Ich war sehr besorgt, und schlief in Folge dessen sehr unruhig. Da hörte ich mich plötzlich von Berena mit schwacher Stimme gerufen. Ich eilte zu ihrem Bette; doch kaum stand ich bei ihr, kaum faßte sie krampfhaft meine Hand und flüsterte: „Mir ist sehr unwohl,“ da glitt ein warmer Strom purpurnen Blutes über ihre Lippen und färbte die Decken und Tücher. Ich erschrak tödlich, als Berena nach dem Blutsturze in die Kissen zurückfiel und regungslos dalag. Hastig zog ich die Glocke; doch ehe noch jemand kam, bewegte Berena die Lippen, als ob sie sprechen wollte. Ich beugte mich dicht an ihren Mund und fragte, was sie wünschte; da sagte sie fast unhörbar: „Rufe Niemanden, es wird schon gut, ich bin nur müde!“

Sie schien es aber nicht zu hören, als die Priorin und Schwester Christine eintraten und bemerkte ebenso wenig den alten Arzt, den die ehrwürdige Mutter nach Erkenntnis der bedenklichen Sachlage sofort hatte

rufen lassen. Verena lag die ganze Nacht in tiefer Betäubung da und fühlte sich am nächsten Morgen sehr angegriffen. Am Nachmittage jedoch verließ sie das Bett und nahm ihren gewöhnlichen Platz beim Fenster ein. Als Julian kam, gab sich Verena keine Mühe, ihre Freude zu verbergen, daß er da sei. Die blassen Wangen färbten sich mit leichtem Roth, die Augen glänzten klarer, und in jeder Miene und jedem Blicke, der nur an ihm hieng, sprach sich ihre ganze heiße Liebe aus.

Wir verhehlten Julian natürlich nicht den Vorfall der Nacht. Er schien darüber sehr bestürzt zu sein und gab Verena eine Reihe von der zärtlichsten Sorge dictirter Verhaltensmaßregeln. Und das Glück, den Geliebten zu sehen, seine Stimme, die milde zärtliche Worte zu ihr sprach, jetzt Tag um Tag zu hören, dieses Glück zauberte wieder einen Schimmer von Gesundheit auf Verenas bleiche Wangen, und senkte Ruhe und Ergebung in das arme Herz. Oft kam es vor, daß die ehrwürdige Mutter mich mit ihrem Bruder und Verena allein ließ, und ich zog mich dann in die fernste Ecke der Zelle zurück, um die Liebenden sich selbst zu überlassen, und ich werde das schmerzliche Gefühl nie vergessen, das mich durchströmte, wenn in süßen Lauten die thöricht-weise, kindlich-ernste, ach, die immer erhabene Sprache der Liebe zu mir herüber klang! Diese Stunden des Glückes waren die letzten duftigen Rosen, welche das Geschick dem holden Wesen spendete, für welches es sonst immer nur Dornen gehabt hatte. Und wie viel Bitteres mochten sich selbst noch in diese wenigen glücklichen Minuten mischen! Sah doch Julian von Tag zu Tag deutlicher, daß diese Stunden gezählt seien. Verena konnte das Zimmer nicht mehr verlassen, sie wurde so schwach, daß sie ohne Hülfe keinen Schritt mehr zurücklegen konnte; überdies stellten sich Herzbeklemmungen ein, so daß sie es nicht im Bette aushielt und Tag und Nacht fortan in dem Armessel beim Fenster zubrachte.

Die holde Sprache der Liebe verstummte darum den Liebenden nicht, sie wurde nur eruster und inniger.

Ein Strahl reinsten seelischer Freude lag auf Berenas klaren Zügen. Sie täuschte sich keinen Augenblick über ihren Zustand, der, wir gestanden es uns mit tiefem Schmerze, nachdem sich der gefährliche Blutsturz wiederholt hatte — hoffnungslos war. Je höher aber die Gefahr stieg, je schwächer sich Berena fühlte, desto ruhiger wurde sie. „Gott ist gut,“ sagte sie oft wiederholt vor sich hin; und nichts war rührender, als das strahlende Lächeln, mit dem sie Julian empfing.

„Warum bist Du traurig,“ sagte sie manchmal zu ihm, wenn sein Blick die Betrübniß widerspiegelte, welche er fühlte; „meint es der Herr nicht gut mit uns? Ich war in Nacht versunken, und der Herr hat mich zum Lichte erweckt, wir dachten uns auf immer verloren zu haben, und der Herr ließ uns gnädig einander wiederfinden — jetzt, Du Lieber, gehe ich ja nur eine kurze Strecke voraus und werde auf Dich warten, und Du wirst mich nicht lange allein lassen! Dann trennen wir uns nie mehr.“

Es war herbstlich geworden. Silberne Fäden flatterten in der klaren Luft, und hin und wieder strich der Wind schärfer über ein Stoppelfeld, aus dem sich die Wachteln geflüchtet hatten. Die Schwalben waren in dichten Schaaren lange Zeit zwitschernd um den Thurm der Klosterkirche herumgeflogen, hatten sich zur Reise gerüstet und waren endlich fortgezogen. Jetzt durchschnitt nur manchmal ein kleiner Trupp von Nachzüglern die Luft und hob sich wie eine Anzahl schwarzer glänzender Kreuze von dem reinen Himmel ab.

In dem dunkel gewordenen Laub der Obstbäume erglänzten roth und goldig die reifen Herbstfrüchte, und ihr würziger Duft strömte mit erfrischem Hauche aus dem Garten in das Gemach herauf.

Der 25. September des Jahres 1859 war ein Sonntag. Alle Schwestern und auch die Priorin waren in der Kirche im Nachmittagsgottesdienste, und beteten dort laut mit dem Priester am Altare und dem versammelten Volke — für eine Sterbende.

In der Zelle der Schwester Verena aber war es ganz still. Leise athmend lag Verena in den Kissen ihres Bettes, welches sie schon seit mehreren Tagen nicht mehr verlassen hatte; auf ihren Wunsch war dasselbe ganz nahe an das erste Fenster gerückt worden. Sie wollte dem Lichte und der Luft, welche sie immer so sehr geliebt hatte, bis zum letzten Momente so nahe als möglich sein.

Die milben blauen Augen Verenas waren weit geöffnet und weilten mit einem Ausdrücke zärtlichsten Glückes auf Julian, der neben ihr saß und eine der kleinen blassen Hände mit seinen Fingern umschloß, indes Verenas andere Hand auf einer Fülle dunkler purpurner Rosenspätklinge lag, welche Julian gebracht und auf Verenas Decke geschüttet hatte.

Am Vormittage hatte Verena auf ihren schon Tags vorher geäußerten Wunsch das heilige Abendmahl und das Sacrament der Sterbenden, die letzte Oelung, mit der ganzen ruhigen Fassung und Ergebung empfangen, welche ich, seit sie ihre Vernunft wieder erlangt hatte, so sehr an ihr bewunderte. Sie hatte den ganzen Tag im Gebete zugebracht, bis nachmittags Julian recht früh gekommen war.

„Jetzt ist's gut“, sagte Verena leise, da er eintrat, und dann deutete sie auf die Rosen. „Solche Rosen hast Du zuerst vor zwölf Jahren der Mater Polyxena, eigentlich aber mir gebracht. Weißt Du das Verschen noch, das ich Dir damals schrieb?“

„Dank für die Rosen,
die duftenden, rothen —
ob auch mir nicht geboten!
Dank für die Worte,
die freundlichen, klaren —
sie will treu ich bewahren.“

„Ich erinnere mich an alles, meine Verena, aber Du sollst jetzt nicht so viel sprechen — hörst Du, mein Kind, es strengt Dich zu sehr an,“ sagte er sanft.

„Nein, bitte, laß mich sprechen, jetzt schadet mir eine Anstrengung nicht mehr,“ erwiderte Verena leiser, mit mühsamem Athemholen. „Es ist so süß, noch zu

Dir reden zu dürfen, Du bist ja das Licht und das Glück meines Lebens gewesen! — Ich möchte Dich nur eines fragen, Julian, was mir Zweifel verursacht, seit ich Dich wieder gefunden habe; Du schwiegst darüber, als Du mir von Deinem Leben in den letzten zwölf Jahren erzähltest, und doch möchte ich, daß jeder Gedanke, den ich an Dich mit mir nehme, klar und lauter sei.

Sag, warum bist Du in einen Orden eingetreten, da Du mir doch so oft erklärtest, man dürfe sich durch Gelübde nicht binden, und man könne in der Welt ebensoviel nützen, als in einer Ordensgesellschaft.“

Julian lächelte trüb. „Dich beunruhigt, meine Berena,“ sagte er, „der scheinbare Widerspruch in meinen Worten und Handlungen. Aber ich kann Dich versichern, daß dieser Widerspruch wirklich nur ein scheinbarer ist.

Ich denke heute noch so, wie ich vor zwölf Jahren dachte. Aber damals — ich hielt Dich für todt, Berena.

Du weißt es, und mit Dir war Ziel und Glück meines Lebens dahin; aber auch die Schwester schien mir damals verloren. Ich gehörte Niemandem mehr an, als mir selbst und der Menschheit. Daß, nachdem nicht Du mir gehören konntest, niemals mehr ein anderes Weib mein Herz besitzen würde, davon war ich überzeugt, wie von meinem Dasein.

Deßhalb wollte ich mich mit allen Kräften dem Dienste der Menschheit widmen, der ich nun allein verbunden war, und um diesen Zweck am besten zu erreichen, und weil ich mich furchtbar vereinsamt fühlte, trat ich in eine große geschlossene Gesellschaft, mit weitem Gesichtskreis und hohen Zielen, und wurde Ordensritter.“

Leise drückte Berena die Hand, welche die ihre hielt.

„Armer Mann,“ sagte sie sanft, „mich schmerzt es, daß Du um meinewillen gelitten hast. Du darfst aber, wenn ich heimgegangen bin, nicht trübe, sondern Du mußt froh und ruhig an mich denken. Ich habe Dich sehr geliebt, und hätte es für ein namenloses Glück gehalten, Dein Weib zu werden. Ich habe es nicht gedurft, doch klage ich nicht mehr; was Gott thut, das

ist wohl gethan, und an unserer Liebe ändert unsere Trennung nichts. Die Liebe kann ja niemals sterben, sie lebt in Ewigkeit fort!"

Berena schwieg ermattet und lehnte sich wieder in die Kissen zurück. Wir beide baten sie besorgt, nicht mehr zu sprechen, da wir sahen, daß kalter Schweiß in großen Tropfen auf Berenas bleicher Stirn stand. Sorgsam trocknete Julian die hellen Perlen und drückte wiederholt seine Lippen auf das lockige Haar. Es wurde jetzt ganz still in dem Gemache, so still, daß die Schlußaccorde des Chorals in tiefen brausenden Orgeltönen aus der Klosterkirche zu uns herüber klangen.

Berenas Athemzüge wurden immer lauter und mühsamer, von einem eigenthümlich röchelnden Geräusche in der kranken Brust begleitet, die sich sichtbar unter der leichten Decke hob und senkte. Lange Zeit hielt Berena jetzt die Augen geschlossen, plötzlich hob sie jedoch wieder die gesenkten Lider.

"Bist Du da, Julian," fragte sie fast unhörbar.

"Ja, Berena."

"Ich bitte Dich, bleibe bei mir bis — ich einschlafe."

"Ich bleibe bei Dir."

"Und wo ist Mater Sybilla?"

"In der Kirche, sie wird aber gleich kommen."

"Und Teresa?"

"Sie ist auch hier, Berena."

"Wo? — Sie soll zu mir kommen!"

Leise kam ich aus meiner Fensterecke, in welcher ich still geweint hatte, und nahm Berenas andere Hand in die meine.

"Willst Du etwas, Berena?"

"Ja, dort im Sekretär — dort ist ein geheimes Fach. Ziehe das zweite Schubfach — rechts — auf. An der Rückwand ist ein Knopfdrücker dran."

Ich that alles, was Berena verlangte, ohne zu verrathen, daß mir der Mechanismus bereits bekannt sei. Das Bild der heiligen Cäcilia versank in der Tiefe, der Drachenkopf sprang auf, und da lag das Tagebuch der Schwester Berena und ihre Briefe und die angefangene Arbeit.

„Gib alles hieher,“ sagte Berena wieder so leise, daß ich ihre Worte mehr errieth, als vernahm. Ich legte die Sachen auf die Decke des Bettes.

„Julian, nimm diese Briefe — ich habe sie von Dir erhalten, und dies Buch, es ist mein Tagebuch,“ fuhr Berena fort, „und erzählt die ganze Geschichte unserer Liebe. Lies manchmal darin und denke an mich. — Und wenn der liebe Gott Dich ruft, und Du zu mir kommst — dann gib es der Teresa, sie ist treu.“ Berena wandte sich zu mir. „Und wenn auch Du schlafen gehst, Theresa, dann verbrenne die Blätter, wer denkt dann noch an die arme Nonne Berena!

„Die Arbeit hier“ — sie entfaltete das Stückchen Seidenstoff — „war für Dich bestimmt, Julian, ich konnte sie nicht vollenden — nimm Du sie Teresa, und verbrenne sie mit dem Tagebuche, aber vergiß mich nicht zu schnell, Teresa. — Julian — er muß an mich denken, er gehört ja mir!“

In diesem Augenblicke öffnete sich geräuschlos die Thür, und die Priorin trat ein. Voll Erstaunen sah sie auf den geöffneten Secretär und auf die Gegenstände in unseren Händen. Doch Berena lächelte ihr mild entgegen, und auf uns und auf den Secretär deutend, sagte sie: „Ich hatte diese Dinge dort aufgehoben und habe jetzt alles diesen meinen Lieben gegeben.“

Wieder folgte eine lange Pause, während welcher wir nicht zu sprechen wagten. Julian saß neben dem Bette und sah unverwandt in die rührend lieblichen Züge der Sterbenden, über die sich anfiengen die trüben Schleier des Todes zu breiten. Julian verharrte unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt, und doch hätte kaum der lauteste Ausbruch des Schmerzes ergreifender sein können, als die stumme Verzweiflung, welche sich in den dunklen leuchtenden Augen, um den fest geschlossenen stolzen Mund aussprach. Die Priorin lag auf den Knien und ließ unablässig die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten; sie weinte nicht — sie hatte wohl keine Thränen mehr für das junge, schöne Wesen, welches jetzt zur ewigen Ruhe eingieng. — Da richtete sich Berena plötzlich wieder halb auf.

„Seid Ihr alle da,“ fragte sie mit seltsam hell klingender Stimme und sah uns der Reihe nach mit überirdisch leuchtenden Augen an.

„Ich muß jetzt fort, — ich muß Euch gute Nacht sagen. — Julian, halte mich, — es ist dunkel um mich. — Lebt wohl! — Werde glücklich, Tereja! — Meine gute ehrwürdige Mutter, verzeihen Sie mir alles, Gott vergab ja auch! — Lebt wohl! — Ewiger Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist. — Ach, Julian, wie hab' ich Dich geliebt! — Julian!“ —

Ihre feuchte Hand griff tastend nach einer Stütze. Da faßte Julian nach ihr und legte sanft den Arm um den Nacken der Sterbenden, daß das blonde schöne Haupt an seiner Brust lag — zum letztenmal mit dem vollen warmen Rechte der Liebe.

Berena wußte, an wessen Herz sie lag; ein Dächeln tiefen Friedens, seligen Glückes flog über das bleiche Gesicht und blieb auf dem lieblichen Munde haften — für immer. Noch einmal öffneten sich die Augen und suchten mit halbverlöschendem Strahl den Geliebten. Wie ein Hauch aus dem Jenseits wehte es von den bleichen Lippen „Julian“, und fester legte sich sein Arm um die zarte, starr werdende Gestalt. Noch ein letztes Aufathmen, ein tiefer Seufzer — und das Herz stand für immer still, das so treu geliebt hatte! —

Sanft ließ Julian das Haupt der Geliebten aus seinen Armen auf die Kissen gleiten und küßte den todtten Mund. Dann aber kam es wie ein Stöhnen aus der Brust des Mannes. Gebrochen sank er in die Knie und preßte in tiefem, wortlosen Schmerz die heißen Augen auf die Hände der Todten.

Die Sterbekerzen, welche die Priorin längst angezündet und zu Häupten des Bettes aufgestellt hatte, flackerten unsicher in der kühl zu den geöffneten Fenstern hereindringenden Abendluft.

Noch war der Mond nicht aufgegangen, nur der Abendstern glänzte in ruhiger Klarheit wie ein Bote des Friedens am dunkelwerdenden Himmel. Da erklangen tief und voll die Abendglocken; weit hinaus über die Bäume des Klostergartens und die dunkle

Taguswand — über die Landstraße, bis zu den blauen Bergen, welche den Horizont säumten, erklang mild und feierlich das „Ave Maria!“

Ich wandte mich leise vom Fenster ab, und durch den Schleier meiner Thränen sah ich das süße liebe Gesicht Berenas mit dem letzten glücklichen Lächeln auf den Lippen im bleichen Schimmer des Abendlichtes auf den Kissen liegen; am Bette der Todten aber hielten sich die Geschwister weinend umschlungen.

Da gieng ich still hinaus, um Schwester Christina zu sagen, daß Berena todt sei, und um die Pförtnerin zu bitten, die Sterbeglocke zu läuten. —

Als wir Berena in den Sarg legten, da bettete ich sie auf Rosen, den letzten, welche der Garten bot, und mit Rosen schmückte ich das goldene Haar und ihr weißes Kleid.

Die arme, weiße Rose! Sie ruht in der stillen kühlen Klostergruft. — Längst sind die Kränze verwelkt, mit welchen ich ihren Sarg schmückte, und kein Zeichen, kein Name verräth, welche holde Gestalt und wie viel bitteres Leid der schwarze Sarg umschließt. —

Es war ein schmerzlicher Abschied, den ich von Tante Sybilla, der Priorin des Klosters Maria-Trost, nahm. Aber trotz allen Schmerzes sah und fühlte ich doch, daß das strenge Herz mild geworden und Frieden eingezogen war in die bewegte Brust. Dein Tod, Berena, hatte alles geföhnt und alles gelöst.

Aber ich zog nicht mit meinem Vater allein aus dem Kloster fort, nein — die kleine Novize Hedwig begleitete uns. Die Priorin selbst hatte mich ersucht, das Mädchen mit mir in unser Schloß zu nehmen. Dort — zwar nicht im lauten Geräusche der Welt, aber doch immerhin von rein weltlichen Verhältnissen umgeben — sollte Hedwig sich ernstlich prüfen, ob sie sich wirklich zum Klosterleben berufen fühle. Sollte sie nicht mehr in das Kloster zurückkehren wollen, so beabsichtigte Mater Sybilla für die Existenz Hedwigs nach Kräften zu sorgen, und auch mein Vater und ich versprachen, nach Möglichkeit das Unsere dazu beizutragen.

„Ich erkannte auch bei Berena im ersten Jahre

ihres Noviziates schon, daß sie nicht für das Kloster taugte", sagte meine Tante zu mir; „damals habe ich geschwiegen und habe gemeint, für den Dienst Gottes sei Jeder berufen. Du weißt, wie entsetzlich sich dieser Irrthum gerächt hat, aber nicht zum zweitenmale will ich den Vorwurf auf mich laden, Schuld zu sein an einem verfehlten Menschenleben.“

Auch Julian begleitete uns und blieb einige Zeit bei uns im Schlosse, doch nicht für lange; er ward seines Amtes als Ordensarzt enthoben und durchstreifte forschend den Orient.

Aber auch die kleine Novize Hedwig behielten wir nicht viel über ein Jahr bei uns in unserem Familienkreise. Ich muß ihr allerdings das Zeugnis geben, daß sie sich sehr gewissenhaft prüfte; das Resultat dieser Prüfung war jedoch ihre verschämte Bitte an mich, ihr bei der Frau Priorin die Einwilligung zu ihrer Vermählung mit unserem braven Verwalter zu verschaffen, der an der hübschen ehemaligen Nonne solches Gefallen gefunden hatte, daß er beschloß, sie zur Frau Verwalterin zu machen. Es ist wohl überflüssig hinzuzufügen, daß die junge Frau Verwalterin sehr glücklich war, und — daß sie immer die zierlichsten Stiefelchen trug.

Mehr als zwanzig Jahre sind seit meiner Abreise aus dem Kloster Maria-Trost verflossen, und aus mir, dem damals neunzehnjährigen Mädchen, ist eine gereifte Frau geworden, die manches Schmerzliche noch in diesem Zeitraume erfahren hat, so daß sie sich zuweilen recht alt dünkt.

Onkel Julian starb in fremdem Lande, drei Jahre nach Berenas Tod. Von dem österreichischen Consulate in Kairo kam mir ein an reich adressirtes Päckchen zu, das wohl wochenlang auf Reisen gewesen war. Es enthielt nebst der Kunde von Onkel Julians Tod und seinen Papieren auch das Tagebuch und die Briefe Berenas und ein Schreiben eines deutschen Missionärs, der mir mittheilte, daß Julian ruhig und gottergeben entschlafen sei. Eine silberne Kapsel, welche eine lange blonde Locke enthielt, habe man auf den Wunsch des Grafen diesem in das Grab mitgegeben.

Mein guter Vater starb kurz vor Beginn des letzten Schleswig-Holstein'schen Krieges, und ein Jahr später erhielt ich die Nachricht von dem Ableben meiner Tante, der Priorin Sybilla. Auch einen an mich gerichteten Brief meiner Tante, der kurz vor ihrem Tode geschrieben war, erhielt ich gleichzeitig, in dem sie vorahnend von mir Abschied nahm und ihre tiefe Todessehnsucht aussprach.

Das Vergangene berührte sie in dem Schreiben nicht, nur zweimal fanden sich darin die Worte: „Vergiß der Todten nicht!“

Nach dem Hinscheiden meiner Tante wurden die Nonnen des Klosters Maria-Trost aus einem mir unbekanntem Grunde in mehreren anderen Filialklöstern untergebracht, das Klostergebäude zu Privatziwecken verwendet und der große Garten parcellenweise verkauft. Der Platz jedoch mit dem kleinen Pavillon blieb seltsamerweise unveräußert, und heute noch ragt traurig das moosbewachsene verfallene Dach aus der grünen Wildnis empor. In der ganzen Umgebung aber flüstert sich leise das Volk geheimnisvoll die Sage zu von der gespenstischen Sängerin im Klostergarten.

Ich habe der Todten nicht vergessen, das beweisen diese Blätter, die ich schrieb, Dein gedenkend, Verena. Dein Tagebuch liegt vor mir und Deine Briefe und all' die welken Blumen, vom ersten kleinen Beilchen an, das Julian einst für Dich gepflückt hat. Bald vielleicht kommt die Zeit, wo ich diese Reliquien verbrennen muß, und auch ich schlafen gehe, wie Ihr, meine Lieben. Und Euer gedenkend, hebt sich mein Blick zu dem stillen Abendhimmel empor, an dem groß und glänzend der Abendstern leuchtet, wie damals, in Deiner Sterbestunde, Verena. Sein Strahl fällt wie ein Himmelsgruß in mein Herz und ruft ein hehres Dichterwort in meiner Seele wach: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe!“